

Jürgen P. Rinderspacher

Zeitpolitische Herausforderungen einer alternden  
Gesellschaft – am Beispiel des öffentlichen Raumes

Vortrag auf der Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für  
Zeitpolitik  
„Diversität von Lebenslagen und Zeitpolitik – das Recht aller  
auf ihre Zeit“  
am 23/24. Oktober 2009 in Berlin

I.

Die Infrastruktur einer Gesellschaft kann die Lebenschancen der Menschen fördern oder behindern. Dies trifft auch für die zeitliche Strukturiertheit des näheren Lebensumfeldes zu. Ein alters- und pflegegerechter öffentlicher Nahraum bietet im Idealfall Unterstützung für die Lebensführung und alltägliche Lebensorganisation alter Menschen. Im negativen Fall kann dessen zeitliche Organisation aber auch dazu führen, dass alte und vor allem hilfebedürftige Menschen in ihrem Streben nach Autonomie und Selbsterhalt behindert werden.

Im Alltag erleben Ältere, Menschen mit Behinderungen aber auch Eltern, die mit kleinen Kindern unterwegs sind, immer wieder Situationen, die ihnen das Leben unnötig erschweren. Das beginnt bei der Erreichbarkeit von Geschäften des Einzelhandels oder eines Briefkastens und geht bis hin zu der Dauer von Ampelphasen, die die Überquerung einer breiten Straße zu einer Gefahrenquelle machen. Weitere Beispiele sind die Geschwindigkeiten von Rolltreppen oder die Zeitspanne, die zwischen dem Einführen einer Scheckkarte in den Bankautomaten und dem Piepton liegt, der den Benutzer mahnt, den nächsten Befehl einzugeben. Bei genauerer Beachtung fällt auf, dass es wiederkehrend zeitliche Barrieren sind, die den Lebensalltag bestimmter Gruppen der Gesellschaft zum Teil massiv erschweren.

II.

Die Zeitvorgaben orientieren sich dabei in der Regel an einem durchschnittlich leistungsfähigen Menschen, der frei ist von körperlichen und mentalen Einschränkungen. Das lässt sich am Beispiel der standardisierten Öffnungsdauern der Türen *öffentlicher Verkehrsmittel*, etwa von Stadtbahnen, weiter präzisieren. Sie schließen selbsttätig nach wenigen Sekunden der Nicht-Benutzung und sind dann nicht mehr

zu öffnen, weder von innen noch von außen. Aus der Sicht der Verkehrsbetriebe wie aus der der Mehrzahl der nicht körperlich eingeschränkten Fahrgäste führt dies zu dem positiven Ergebnis kürzer Haltzeiten und damit insgesamt zu einer verkürzten Reisezeit. Es setzt für geh- und sehbehinderte oder anders eingeschränkte Personen jedoch nicht nur Wissen und Routine, sondern auch glückliche Umstände voraus, um sich beim Halt der Stadtbahn direkt vor einer der sich öffnenden Türen zu befinden.

Ähnlich restriktiv für die Mobilität Älterer wirken sich die Geschwindigkeiten von *Rolltreppen* aus, die ebenfalls dem Durchschnitt der Bevölkerung angepasst sind. Möglichkeiten, die Laufgeschwindigkeit nutzergerecht zu verändern sind nicht vorgesehen. Hinzu kommt der Usus eines geringen Abstandes zwischen den Personen auf dem Treppenband, der zur Folge hat, dass retardierende Verhaltensweisen, wie sie bei Personen mit körperlichen Einschränkungen auftreten, beim Verlassen der Treppe zu einer gefährlichen Abgangssituation führen können.

Ein weiteres Beispiel sind die schon erwähnten *Bankautomaten*. Auch hier sind die Reaktionszeiten auf einen Durchschnittsmenschen zugeschnitten, ansonsten meldet das Gerät durch Warn- und Hinweislaute, dass die standardisierten Zeiten für Entscheidungen zwischen den einzelnen Menüpunkten bereits überschritten sind. Selbst falls sich keine anderen Personen im automatischen Schalterraum befinden, die in der Reihe wartend den Vorgang registrieren könnten, indiziert es dem betagten Nutzer doch seine Ferne von den alltagsüblichen Reaktionszeiten. Sie erzeugen gegebenenfalls Unruhe beim Nutzer, was seinerseits zu Irrwegen im Handling der Apparatur führen kann. Wartende Bankkunden bilden ein Publikum, vor dem die sichtbare Fehlbedienung nicht nur von diesem als unbillige Beanspruchung seines Zeitbudgets mit stiller Kritik zur Kenntnis genommen wird, sondern auch beim Verursacher der „gestohlenen Zeit“ selbst Zweifel an seiner Alltagstauglichkeit aufkommen lässt.

Gefahren einer negativen Selbstzuschreibung ergeben sich auch aus der *Praxis des Einkaufens* vor allem (aber nicht nur) in großen Supermarktketten. Sichtbar wird dies an den Abfertigungsgeschwindigkeiten, die im Kassensbereich Standard sind. Unter anderem kann hierdurch (geringere Personalkosten) ein niedriges Preisniveau gehalten werden, jedoch wird im Gegenzug von den Kunden zügiges Agieren erwartet. Auch hier wird die Alltagskompetenz oder eben -inkompetenz älterer Menschen abgefragt. Inwieweit diese Zuschreibungen einen Menschen in seinem Verhalten beeinflussen und solche Anlässe dazu beitragen, sich von der Selbstorganisation des eigenen Lebens schrittweise zu verabschieden oder nicht, hängt freilich

nicht nur von äußeren Bedingungen, sondern auch von deren Interpretation durch die jeweilige Persönlichkeit ab.

Sehr viel weniger auffällig aber nicht weniger problematisch ist die Ausgrenzung durch *Ansagedienste und Hotlines*. Bei der klassischen Telefonauskunft wird mit der automatischen Ansage eine Hör-Verstehens- und Schreibgeschwindigkeit unterstellt, die die Fähigkeiten der Kunden mit altersbedingten Einschränkungen von der Nutzung tendenziell abkoppelt. Sie sind damit auf fremde „Übersetzungshilfe“ anderer Personen angewiesen. Dabei bezieht sich diese Hilfebedürftigkeit weniger auf die Sache selbst, also etwa auf das Verstehen eines Textes oder das Notieren von Ziffern und Buchstaben, als vielmehr auf die Geschwindigkeit, die die Ansage dem Nutzer dabei abfordert. Soweit persönliche Ansagen etwa im Bereich der Telefonauskunft noch verfügbar sind, werden diese mit höheren Telefonkosten erkaufte – was vor dem Hintergrund ökonomischer Kriterien rational ist, unter sozialen Gesichtspunkten aber eine Art Diskriminierung betagter Nutzer darstellt. Mit dieser Einschränkung scheinen die Kosten aber gerechtfertigt, sofern die Informationen in altersgerechter Weise überhaupt für diese Gruppe zur Verfügung stünden.

### III.

Die Ursachen für all diese Phänomene liegen nicht vordergründig in einer mangelnden Sensibilität der Gesellschaft für die Bedarfe von Menschen, die aufgrund innerer oder äußerer Umstände, dauerhaft oder temporär nicht die gesetzten Zeitvorgaben der Alltagswelt erfüllen können, sondern sind vorwiegend struktureller Natur: Sie sind im Wesentlichen Ausdruck des fortschreitenden Prozess der weiteren Beschleunigung des modernen Alltags. Das moderne Leben hat sich bekanntlich im Verlauf der Industrialisierung und Modernisierung der Gesellschaft in fast allen seinen Facetten am Leitstrahl eines effizienten Zeitgebrauchs ausgerichtet und ausdifferenziert. Die *durchschnittlichen Operationsgeschwindigkeiten der öffentlichen Infrastruktur* liegen dementsprechend vergleichsweise hoch.

Die Klage alter Menschen über zu hohe Geschwindigkeiten im Alltagsleben mag im Einzelfall und auf den ersten Blick trivial anmuten und kaum erwähnenswert. Für die Lebenschancen älterer und hilfebedürftiger Menschen können die Möglichkeiten und Grenzen des Umgangs mit Alltagssituationen im öffentlichen Raum jedoch ausschlaggebend sein. Sie entscheiden nämlich darüber, ob sich ihr Selbstanspruch an Autonomie und Eigenreproduktion praktisch aufrechterhalten lässt oder nicht. Die Phänomene stehen darüber hinaus exemplarisch für einen sich wahrscheinlich zuspitzenden Konflikt

zwischen den Zeitinteressen der jüngeren Generation(en), die Träger einer auf Zeiteffizienz zielenden Alltagskultur sind, auf der einen Seite und denjenigen Gruppen der Bevölkerung, die auf Grund ihrer altersbedingten Befindlichkeit ein Interesse an einer Entschleunigung des öffentlichen Raumes haben, auf der anderen.

Meine Argumentation richtet sich dabei weder gegen eine generelle Beschleunigung noch pauschal gegen mehr Flexibilität unseres Alltagslebens. Ausgrenzend wirken zu hohe Operationsgeschwindigkeiten der Aggregate erst dann, wenn sie dem schwächeren Teil der Bevölkerung die Teilhabe an den Mitteln zur Sicherung der eigenen Existenz vorenthalten. „Aggregat“ meint hier technisch-soziale Mikrosysteme der Gesellschaft, wie etwa das Aggregat „U-Bahn fahren“, „Geld aus dem Automaten beziehen“, „eine Rolltreppe benutzen“, „über die Ampel gehen“ oder „an der Kasse eines Supermarkts bezahlen“ – im Anschluss an Bruno Latours Akteur-Netzwerk-Theorie (Latour 2007). In diese lebensweltlichen Aggregate spielen also Technik, Organisation und das Verhalten der Menschen gleichermaßen hinein. Ihnen wohnt eine bestimmte, auch zeitliche, Logik inne. Sie zielt auf Effizienz und damit auf rationelles Zeitverhalten der NutzerInnen.

Die Aggregate Bankautomat, U-Bahntüren und so weiter schließen ältere Personen zwar nicht unbedingt der *Möglichkeit, wohl aber der Wahrscheinlichkeit nach aus*. Denn sie verstärken deren Erfahrung zunehmender Alltagsinkompetenz, was im Zusammenspiel mit anderen ähnlich gelagerten Erfahrungen den Willen zum Selbsterhalt unterminiert und schließlich Hilfebedürftigkeit in einem Ausmaß und einer Weise hervorruft, die bei anderer zeitlicher Steuerung der genannten Aggregate hätte verhindert werden können. Auf der konkreten Handlungsebene der betroffenen Individuen scheint sich dieser Prozess also als eine Art Selbstselektion Älterer zu vollziehen. Die Gesellschaft oder sie selbst attestieren sich reduzierte Leistungsfähigkeit, die sich wesentlich an der Fähigkeit bemisst, externen Zeitvorgaben (noch) entsprechen zu können oder nicht.

Zugespitzt liegt darin die Gefahr eines (nicht ganz) neuartigen Zeitdarwinismus (Rinderspacher 2001), der über die geltenden Regeln des Umgangs mit der Zeit nach Maßgabe des Leistungsprinzips (Ermert/Rinderspacher 1981) die Schwachen der Gesellschaft aussondert. Auch wenn er sie nicht dem physischen Untergang preisgibt, wie einst die italienischen Futuristen zu Beginn des 20ten Jahrhunderts forderten, so werden sie doch – in wohlmeinender Absicht – in den sozial stigmatisierten Raum eines mehr oder weniger separierten gesellschaftlichen Sektors für alte Menschen abgedrängt, den ich hier einmal als „Alterswelt“ bezeichnen möchte (vgl. Rinderspacher/Herrmann-Stojanov/Pfahl/Reuyß 2009).

#### IV.

Die Schere zwischen den Zeitinteressen der Älteren an Entschleunigung hier und denen der jüngeren Jahrgänge nach einem hohen Durchschnittstempo dort geht zum Teil weit auseinander. So können länger geöffnete oder „verspätet“ zu öffnende Straßenbahntüren nicht ohne Auswirkungen auf die Reisezeiten bleiben und führen zu zusätzlichen Zeitkosten auch für denjenigen Teil der Bevölkerung, der auf eine altersgerechte Infrastruktur noch nicht angewiesen ist. Das in einem langen historischen Entwicklungsprozess erreichte, verhältnismäßig hohe Geschwindigkeitsniveau des öffentlichen Raumes und damit die hohe Effektivität und Produktivität der unterschiedlichen, einzelnen Aggregate in der Alltagskommunikation zurückzubauen, um der wachsenden gesellschaftlichen Gruppe der Alten die Teilhabe am öffentlichen Leben zu erleichtern, muss aus der Sicht der vorherrschenden Zeitwirtschaft (kritisch vgl. Scherhorn 1995) in der Tat erst einmal als suboptimal erscheinen. Um solche Konfliktstellungen zu entschärfen, könnte man, wie schon angedeutet, darüber nachdenken, Bankautomaten mit wählbaren Reaktionsgeschwindigkeiten auszustatten, gewissermaßen mit einer Seniorentaste. Die Beispiele ließen sich fortsetzen, etwa die Einrichtung von Supermarktkassen mit reduzierter Abfertigungsgeschwindigkeit. In diesen Fällen würde durch eine „Alltagsorganisation der zwei Geschwindigkeiten“ die zügigere Gruppe bei der Wahrnehmung ihrer Interessen nicht eingeschränkt werden. Allerdings besteht bei solchen altersdifferenzierten Aggregaten die Gefahr einer positiven Diskriminierung der (potentiellen) NutzerInnen.

Wie im Beispiel der Straßenbahnein- und Ausstiege wird eine zeitliche Differenzierung nach Nutzergruppen jedoch nicht überall möglich sein, weil aufgrund des spezifischen Charakters des jeweiligen Aggregats in vielen Fällen alle NutzerInnen in gleicher Weise von Veränderungen der Operationsgeschwindigkeit betroffen sind.

Was sich in Bezug auf die eine soziale Gruppierung als Verlust darstellen mag, kann für andere Teilgruppen der Gesellschaft jedoch ein Gewinn sein, nicht nur für die Alten. So wird etwa im Kontext „Zeit für Kinder“ seit langem ähnliches diskutiert (Pfahl 2007). Auch Menschen mit körperlichen Einschränkungen bieten angepasste Zeitstrukturen die Aussicht auf höhere Lebensqualität durch mehr Selbstständigkeit. Schließlich dürften zu den potentiellen Nutznießern aber auch all diejenigen gehören, die aus Gründen einer höheren Lebensqualität, das heißt auch ohne die Herausforderung des demographischen Wandels, seit langem eine andere zeitliche Beschaffenheit der Alltagswelt für

dringend erforderlich halten (vgl. der DGfZP 2003; 2005; Heitkötter et al. 2009).

In der Stadt- und Regionalentwicklung wird inzwischen zwar Alternsensibilität propagiert (vgl. Beetz et al 2008), die zeitliche Dimension findet hierbei allerdings noch keine Berücksichtigung. Die Frage ist auch, was das denn inhaltlich bedeuten könnte. Vor allem ist zu bedenken, dass wie eben angedeutet nicht nur von gemeinsamen Zeitinteressen ausgegangen werden kann, sondern im Gegenteil eher von manifesten Widersprüchen zwischen bestimmten Akteursgruppen. Ich möchte nun darauf eingehen, wie man damit umgehen kann.

Eine altersgerechte Organisation der öffentlichen Infrastruktur beziehungsweise des öffentlichen Raumes beinhaltet unabdingbar einen hohen Grad an *Zuverlässigkeit und Kalkulierbarkeit* relevanter Teilsysteme der Gesellschaft. So etwa sind die Fahrpläne der öffentlichen Verkehrsmittel, insbesondere wenn Umsteigemöglichkeiten realisiert werden sollen, in dieser Richtung weiter zu optimieren. Zuverlässig muss etwa auch die Funktionsfähigkeit von Fahrstühlen und Rolltreppen in Verkehrseinrichtungen sein. Denn gelingt der Übergang von einem zum anderen Verkehrsmittel nicht planmäßig, besteht die Gefahr einer für alte Menschen nicht mehr akzeptablen Wartezeit. In der Konsequenz werden bei anderen Gelegenheiten diese Risiken von den Betroffenen nicht mehr eingegangen, was seinerseits eine reduzierte Mobilität zur Folge hat und damit geringere Chancen zur Selbstorganisation des alltäglichen Lebens. Der Rückzug auf den Kosmos der eigenen Wohnung und damit das Risiko erhöhter Pflegebedürftigkeit sind die Folge. Freilich werden damit die Ansprüche an die Zeitorganisation der öffentlichen Infrastruktur noch weiter hochgeschraubt – und damit auch deren Kosten.

## V.

Eine große Problematik bzw. Widersprüchlichkeit könnte man darin sehen, einerseits mehr mögliche Langsamkeit für ältere Menschen im Alltag einzufordern, andererseits aber eine möglichst weitgehende Einbindung älterer Menschen in die Alltagswelt und damit auch in deren altersfeindliche Zeitstrukturen zu fordern. Es stellt sich somit die Frage nach den zeitpolitischen Konsequenzen, auf eine schlichte Formel gebracht: *Soll die Kerngesellschaft ihr Lebenstempo reduzieren, um der Gruppe der Alten und Älteren mehr Teilhabe zu ermöglichen und deren Selbstkompetenz zu stärken, oder kann/darf man sich mit der zunehmenden Exklusion eines wachsenden Teils der Bevölkerung abfinden – etwa mit Hinweis auf ökonomische Sachzwänge im globalen Wettlauf um einen guten Platz unter den führenden Wirtschaftsnationen?*

Zweifellos haben wir es hier mit einer direkten Konfrontation mit dem Teilsystem der Wirtschaft zu tun, dessen Dominanz im Hinblick auf die Prägung unserer Lebenswelt niemand bestreiten wird. Und nicht erst die Wirtschaftskrise hat deutlich gemacht, dass bei allen verstreuten Teilerfolgen in unterschiedlichen gesellschaftlichen Bereichen die Dominanz des Ökonomischen heute stärker ist als je zuvor: Ich denke etwa an das nun schon Dezennien andauernde Ringen um die Vereinbarkeit von Familie und Beruf wie auch an die Debatten um die Verlängerung der Lebensarbeitszeit und die damit verbundenen, nur sehr schleppend vorankommenden Bemühungen um die Humanisierung unserer Arbeitswelt, die ein „Durchhalten“ bis zum 67. Lebensjahr erst ermöglichen würden.

Dennoch lassen sich Argumente anführen, warum es zumindest langfristig möglich sein sollte, die Gleichheit und Gleichwertigkeit unterschiedlicher Zeitkulturen in der täglichen gesellschaftlichen Praxis zu verwirklichen. Die Anerkennung von Vielfalt – Alterität – würde hier bedeuten, die Gleichrangigkeit der Zeitkulturen in dem Sinne zu propagieren, dass keine gewichtiger sein sollte als die andere, weil gerade in der Vielgestaltigkeit der Zeitkulturen, die eine Gesellschaft aufweist, eine Quelle ihrer erhöhten Arbeits- und Lebensproduktivität liege.

Allerdings begibt man sich bei einer solchen argumentativen Fundierung unterschiedlicher Zeitkulturen im weiteren Sinne wieder unter die Definitionsmacht des Ökonomischen oder doch zumindest eines Effizienzpostulats, das die Forderung ethisch diskreditieren könnte: Was ist, wenn sich herausstellt, dass eine vorfindliche Zeitkultur in keiner Weise die Arbeits- und Lebensproduktivität der Gesellschaft erhöht, sondern sich eher kontraproduktiv (was immer man darunter verstehen mag) in Bezug auf die Lebensbedingungen in einer Gesellschaft auswirkt?

Es ist also nicht die Ausdifferenzierung von Zeitkulturen oder zeitlichen Sphären als solche kritisch zu betrachten, also nicht die Vielfalt und Alterität, sondern der hierarchische Bezug dieser Vielfalt von Zeitkulturen aufeinander. So zum Beispiel die Beherrschung der Familienzeiten durch die Logik der Arbeitswelt, wie sie etwa in der Praxis der Arbeitszeitflexibilisierung zu Tage tritt. Dabei ist allerdings zu berücksichtigen, dass die Vielfalt bzw. Ausdifferenzierung der Zeitkulturen, die wir heute vorfinden, als solche erst ein Ergebnis der Dominanz einer bestimmten Zeitlogik, eben der ökonomischen Zeitlogik ist. (An anderer Stelle habe ich in diesem Zusammenhang von der infinitesimalen Verwendungslogik der Zeit gesprochen, die für die industrielle bzw. Epoche charakteristisch ist, vgl. Rinderspacher 1985) Denn die Dominanz der ökonomischen Verwendungslogik der Zeit

vernichtet *gerade nicht* die Mannigfaltigkeit der Kulturen (wie in anderen Zusammenhängen des Diversity-Diskurses zu Recht festgestellt wird, vgl. etwa Wulf 2007, S. 74), sondern *produziert erst* die Ausdifferenzierung von Zeitkulturen, und zwar aus einer ehemals vergleichsweise homogenen Zeitordnung der vorindustriellen Gesellschaft heraus. So lagen, bedingt durch die räumliche und soziale Enge der Lebens- und Erlebnisräume, die dem Handeln der Menschen zugrunde liegenden Zeitlogiken noch weithin beieinander, und erst mit den bekannten Charakteristika der Ausdifferenzierung industrieller Gesellschaften – stark vereinfacht gesagt: Mit der funktionalen und räumlichen Scheidung der Sphären von Arbeiten und Leben, der Trennung von Jungen und Alten usw. – entstanden mehr und mehr voneinander abgetrennte und sich zunehmend auch gegeneinander abgrenzende Zeitkulturen in relativ separierten Lebenssphären.

Diese Vielfalt ist für sich wie gesagt ja kein Problem, erst die Dominanz der einen Sphäre über die andere erscheint grundsätzlich ungerechtfertigt. Im Paradigma von Diversity wird allerdings Dominanz nicht grundsätzlich abgelehnt, Prenzel zum Beispiel (2007, S. 62) plädiert für eine Anerkennung von Hierarchien. Sie sind in unserem Fall der Dominanz der ökonomischen Zeit nicht nur *unter der Oberfläche* wirksam, wie Prenzel in anderen Zusammenhängen von Diversity konstatiert. Denn im Gegenteil beansprucht die Ökonomie im gesellschaftlichen Diskurs ganz offen Dominanz, etwa auch gegenüber dem Politischen oder Religiösen. Ein prominentes Beispiel hierfür sind etwa die inzwischen jahrzehntelangen Auseinandersetzungen um die (Zeit-)Kultur des Sonntags bzw. das Verbot von Sonntagsarbeit und Sonntagsöffnung im Einzelhandel.

Es scheint also, dass wir auch hier wieder bestenfalls auf Kompromisse angewiesen sind, wenn wir Zeitpolitik für die Menschen propagieren oder gar machen wollen. Was die Zeiten im öffentlichen Raum angeht, wie oben geschildert, sehe ich zwei Typen von Argumenten, um der Exklusion alter und älterer Menschen zu begegnen. Das ist zum einen der ethische Argumentationszusammenhang, zum anderen der politisch-ökonomische. Ich kann das an dieser Stelle nur kurz andeuten.

*Ethisch* lässt sich nur schwer einsehen, warum ein in absehbarer Zukunft sogar (je nach Definition von Alter) mehrheitlicher Teil der Bevölkerung durch eine Art Zeitdarwinismus; der die schwächeren an Hand des Kriteriums ihrer zeitlichen Leistungs(un)fähigkeit in all ihren unterschiedlichen Facetten aussondert, von der Teilhabe am öffentlichen Leben mehr oder weniger stark ausgeschlossen sein soll. Allein die Bedrohung einer solchen Situation, mit der sich jeder Menschen im Alter auseinandersetzen hat, ist einer zivilisierten Gesellschaft unangemessen – zumal der Besitz von Zeitkompetenz in hoch entwickelten Gesellschaften Teil der Identität der Menschen ist:

„Ich bin ein guter Zeitmanager“ ist eindeutig positiv konnotiert und Abweichungen davon im persönlichen Zeitverhalten führen nicht nur im Selbstbild, sondern auch in den Augen der Anderen zur Marginalisierung. Daher ist nicht zufällig im Untertitel dieser Veranstaltung von der „Zeit der Anderen“ die Rede, die es zu akzeptieren gelte.

Ein ökonomisches, praktisch-politisches Argument für die Anerkennung dieser Zeit(-Verwendungslogik) der Anderen, hier in Bezug auf die Zeit alter und älterer Menschen, ist die Tatsache, dass die Ignoranz eigenzeitlicher Bedürfnisse und der Grenzen der Möglichkeiten im Zeitverhalten die Gemeinschaft im wahrsten Sinne des Wortes teuer zu stehen kommt: Statt Hilfe- und Pflegebedürftigkeit bereits so weit möglich sozial und medizinisch *im Vorfeld* zu verhindern, indem man zeitliche Barrieren für die selbständige Lebensführung Älterer abbaut, zieht die weitere Beschleunigung und ganz allgemein Verzeitlichung der postmodernen Lebenszusammenhänge eine lange Folgekette struktureller Abhängigkeiten von anderen hilfebereiten Menschen und Institutionen nach sich. Wir haben solche Mechanismen gesellschaftlich produzierter Abhängigkeiten, jedenfalls was die zeitliche Dimension angeht, in unserem neuen Buch „Zeiten der Pflege“ (Rinderspacher/Herrmann-Stojanov/Pfahl/Reuyß 2009) ausführlich dargestellt, ebenso wie Ursachen und Folgen zeitlicher Exklusion bei den Beteiligten in der häuslichen Pflege und im Vorfeld davon.

Natürlich ist es immer relativ leicht, auf die gesamtgesellschaftlichen Kosten zu verweisen, während in der gesellschaftlichen politischen Realität das Gerangel um die Externalisierung der Kosten an „andere“ Institutionen, etwa politische oder karitative Teilsysteme und nicht zuletzt an die Bürgerinnen und Bürger und deren Zeitbudget, (das Ehrenamt und die persönliche Verantwortung) gängige Praxis ist.

## VI.

Dennoch – im Prinzip und aus gesamtgesellschaftlicher Perspektive – besteht ja kein unauflösbarer Widerspruch zwischen den Zeitinteressen der Generationen, wie sie sich unter anderem in der Gestaltung des öffentlichen Raumes unserer Gesellschaft niederschlägt. Und das nicht nur, weil wir wissen, dass wir irgendwann selbst alt werden und uns in dieser erwartbaren Statuspassage unter anderem Marginalisierung durch zeitliche Überforderung droht. Denn auch viele andere Gruppen und Zeitkulturen profitieren davon. Was hier von alten und älteren Menschen gesagt wurde, lässt sich an fast allen Stellen auch für Menschen mit körperlichen Einschränkungen sagen, ganz unabhängig vom Alter. Auch Kinder und Eltern könnten davon profitieren – wobei allerdings der Spagat zwischen den Zeitkulturen „Familie“ auf der einen Seite und „Betrieb“ auf der anderen die Bewertung nicht immer einfach macht.

Die Alltagslogik der gestressten Familien scheint häufig eher eine Beschleunigung verschiedener Aggregate nahe zu legen, etwa bezüglich der Fahrzeiten öffentlicher Verkehrsmittel.

Insgesamt muss es also gerade darum gehen, das „ganz normale“ Alltagsleben der Gesellschaft so zu gestalten, dass der Ausschluss von einzelnen gesellschaftlichen Gruppen vermieden wird, zumal das Verhältnis von Jungen und Alten sich in Zukunft bekanntlich weiter zugunsten letzterer verschieben wird, so dass diese ihren „Minderheitenstatus“ tendenziell verlieren. Das wäre jedenfalls ein wichtiger Beitrag dazu, sich auf den beginnenden demographischen Wandel vorzubereiten.

Ein allgemein gestiegenes Bewusstsein der Menschen in den hoch entwickelten Ländern von den Negativwirkungen einer stark eigendynamischen, stellenweise ungebremsten Beschleunigungskultur (Heuwinkel 2006; Herrmann 2009) bietet eine gute Voraussetzung, auch die zeitlichen Bedingungen alter und älterer Menschen auf breiter Basis öffentlich zu hinterfragen. Durch kleinere Korrekturen an alltagspraktischen formellen oder informellen zeitlichen Regelungen und ohne großen finanziellen Aufwand könnte vielerorts der Forderung nach einer alternsgerechteren Lebenswelt besser entsprochen werden. Unter dem Aspekt einer verbesserten Integration von BürgerInnen in ihren Stadtteil ist Vergleichbares in mehreren norddeutschen Städten unter der Überschrift der „Zeiten der Stadt“ ja bereits erprobt worden (Heitkötter 2006; Mückenberger 2004). Hieran kann angeknüpft und die vorliegenden Erfahrungen teilweise auf die spezifische Situation Älterer zugespitzt werden. Im Kern geht es dabei um die Chancen ihrer gleichberechtigten Partizipation am Alltagsleben der so genannten Kerngesellschaft.

## Literatur

- Beetz, S., Beckmann, K. J. , Hüttl, R. F., Müller, B. (2008):  
Alternssensibilität als Konzept moderner Stadt- und  
Regionalentwicklung. In: Informationsdienst Altersfragen, Jg. 35,  
Nr. 3/2008, S. 2-6
- Deutsche Gesellschaft für Zeitpolitik (DGfZP) (2005): Zeit ist Leben.  
Manifest der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik, Berlin
- Deutsche Gesellschaft für Zeitpolitik (DGfZP) (Hg.) (2003): Zeit für  
Zeitpolitik. Bremen
- Ermert, A., Rinderspacher, J. P. (1981): Alles eine Frage des Timing.  
Zum Zusammenhang von Zeit und Leistung. In: Ästhetik und  
Kommunikation, Nr. 44/45, S. 23-36

- Heitkötter, M. (2006): Sind Zeitkonflikte des Alltags gestaltbar? Prozesse und Gegenstände lokaler Zeitpolitik am Beispiel des Zeitbüro-Ansatzes. Frankfurt a. M.
- Heitkötter, M., Jurczyk, K., Lange, A., Meier-Gräwe, U. (Hg.) (2009): Zeit für Beziehungen? Zeitpolitik für Familien. Opladen
- Herrmann, A. (2009): Geordnete Zeiten? Grundlagen einer integrativen Zeittheorie. Münster
- Heuwinkel, L. (2006): Umgang mit Zeit in der Beschleunigungsgesellschaft. Schwalbach/Ts.
- Latour, B. (2007): Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteurs-Netzwerk-Theorie. Frankfurt a. M.
- Mückenberger, U. (2004): Metronome des Alltags. Betriebliche Zeitpolitiken, lokale Effekte, soziale Regulierung. Berlin
- Pfahl, S. (2007): Moderne Zeiten – Ansprüche an Arbeits- und Familienzeiten aus Sicht von Eltern und Kindern, in: Szydlik, M. (Hg.): Flexibilisierung. Folgen für Familie und Sozialstruktur, Wiesbaden, S.255-274
- Prenzel, A. (2007): Diversity Education – Grundlagen und Probleme der Pädagogik der Vielfalt. In: Krell, G., Riedmüller, B., Sieben, B., Vinz, D. (Hg.): Diversity Studies – Grundlagen und disziplinäre Ansätze. Frankfurt a. M./New York, S. 49-68
- Rinderspacher, J. P. (1985): Gesellschaft ohne Zeit. Individuelle Zeitverwendung und soziale Organisation der Arbeit. Frankfurt a. M., New York
- Rinderspacher, J. P. (2001): Zeitdarwinismus oder Zeitpolitik? Der Wert der Beschleunigung in der Zivilgesellschaft. In: Schweidler, W. (Hg.), Werte im 21. Jahrhundert. Baden-Baden, S. 251-275
- Rinderspacher, J. P., Herrmann-Stojanov, I., Pfahl, S., Reuyß, S. (2009): Zeiten der Pflege. Eine explorative Studie über individuelles Zeitverhalten und gesellschaftliche Zeitstrukturen in der häuslichen Pflege. Münster
- Scherhorn, G.(1995): Güterwohlstand versus Zeitwohlstand – Über die Unvereinbarkeit des materiellen und des immateriellen Produktivitätsbegriffs. In: Biervert, B., Held, M. (Hg.): Zeit in der Ökonomik. Perspektiven für die Theoriebildung. Frankfurt a. M., New York
- Wulf, C. (2007): Kulturelle Diversität aus der Sicht historischer Anthropologie, In: Krell, G., Riedmüller, B., Sieben, B., Vinz, D. (Hg.): Diversity Studies – Grundlagen und disziplinäre Ansätze. Frankfurt a. M./New York, S. 69-86